

Annelie Wendeberg

# Teufelsgrinsen

Ein Fall für Anna Kronberg



*Aus dem Englischen von  
Kathrin Bielfeldt und Jürgen Bürger*

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2014

Titel der Originalausgabe: *The Devil's Grin*

All rights reserved

Aus dem Englischen von Kathrin Bielfeldt und Jürgen Bürger

© 2014, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung und -illustration: © Sabine Kwauka,  
unter Verwendung zweier Motive von Shutterstock/PlusONE  
und Shutterstock/olyy

Foto der Autorin: © Magnus Wendeberg

Gesetzt aus der Dante und der Old English Text

Satz: Buch-Werkstatt, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04643-4

## Kapitel Eins

*Unsere Geschichte ist im Grunde kaum mehr  
als eine Aufzählung von Verbrechen, Torheiten und  
Missgeschicken der Menschheit.*

– E. Gibbon –

**E**ndlich finde ich die Ruhe, das niederzuschreiben,  
was enthüllt werden muss.

Im Alter von siebenundzwanzig Jahren wurde ich Zeugin eines abscheulichen Verbrechens. Niemand wagte, es der Öffentlichkeit preiszugeben. Niemals wurden die Einzelheiten festgehalten – weder von der Polizei noch von Journalisten oder Historikern. Stattdessen versuchte man, die Sache so schnell wie möglich zu vergessen.

Ich werde diese Tagebücher in meiner alten Schule verstecken und bitte den Finder, ihren Inhalt zu veröffentlichen. Nicht nur das Verbrechen muss enthüllt werden, sondern auch die unbekanntenen Seiten jenes Mannes, der zum berühmtesten Detektiv der Welt wurde.

## Sommer 1889

Eines der ersten Dinge, die ich als Erwachsene lernte, war, dass Wissen und Fakten bedeutungslos werden, setzt man Menschen einer guten Dosis Angst und Vorurteilen aus.

Diese Einfältigkeit beunruhigte mich an meinen zweibeinigen Mit-Kreaturen am meisten. Dennoch gehörte ich, laut Alfred Russel Wallaces neuesten Theorien, genau jener Spezies an – der einzigen unter den Menschenaffen mit aufrechtem Gang und ungewöhnlich großem Hirn. Und da mir keine anderen aufrecht gehenden, großköpfigen Affen bekannt waren, musste ich wohl ein Mensch sein. Aber ich hatte so meine Zweifel.

Mein Arbeitsplatz, die Abteilung für Infektionskrankheiten am Guy's Hospital in London, war ein Paradebeispiel vorgenannter menschlicher Vorurteile. Beim Durchschreiten des eleganten, schmiedeeisernen Tores zeigten sich die Besucher begeistert. Verzückung ergriff sie, wenn sie das Krankenhausgelände mit dem großzügigen Hof, den gepflegten Rasenflächen, den Blumen und Büschen erblickten. Die weiß gerahmten Fenster, die sich vom Boden bis zur Decke erstreckten, erweckten den Eindruck, als handele es sich um eine Oase für Kranke.

Doch selbst dem ungeschulten Auge konnte die deutliche Überbelegung nicht verborgen bleiben: In jedem der vierzig Betten meiner Station lagen zwei bis drei Patienten, miteinander verklebt durch Körperflüssigkeiten, die aus infizierten Wunden oder Körperöffnungen sickerten. Aufgrund des chronischen Platzmangels missachteten Ärzte und Krankenschwestern, was sie über Krankheits-

übertragungen auf engstem Raum gelernt hatten: dass der Tod sich ausbreitet wie ein Feuer im trockenen Nadelwald.

Dennoch hielt jeder die Gegebenheiten für akzeptabel, denn man kannte es ja nicht anders. Die geringste Veränderung hätte Anstrengung und Nachdenken erfordert. Deutlich zu viel Einsatz, wenn es nicht um einen selbst ging. Darum blieb alles beim Alten.

Wäre mein Temperament noch aufbrausender, als es ohnehin schon war, hätte ich das Krankenhauspersonal öffentlich für den Tod unzähliger Patienten verantwortlich gemacht. Patienten, denen es an hinreichender Pflege und Hygiene mangelte. Allerdings trugen auch diejenigen Schuld, die uns ihre kranken Angehörigen anvertraut hatten. Es war allgemein bekannt, dass die Sterberate bei Krankenhauspatienten doppelt so hoch war wie bei denen, die zu Hause blieben. Manchmal fragte ich mich, wie die Leute überhaupt auf die Idee kamen, Ärzte um Hilfe zu bitten.

Bisweilen erlaubten es die Umstände, Krankheiten zu heilen. Doch jener sonnige Samstag stellte in dieser Hinsicht nichts dergleichen in Aussicht.

Das Telegramm, das mir eine Krankenschwester aushändigte, ließ Komplikationen erwarten:

*An Dr. Kronberg. Brauchen Ihre Unterstützung. Möglicher Fall von Cholera in den Hampton-Wasserwerken. Kommen Sie sofort. Inspektor Gibson, Scotland Yard.*



**I**ch war Bakteriologe und Epidemiologe, der Beste, den man in England finden konnte – was in erster Linie dem Mangel an Spezialisten auf diesem neuen Forschungsgebiet zuzuschreiben war. In ganz London gab es nur drei – von denen zwei meine Studenten gewesen waren. Bei sämtlichen Choleratoten oder anderen Opfern angriffslustiger Keime in und um London wurde ich hinzugebeten.

Diese Fälle traten mit einer gewissen Regelmäßigkeit auf, und somit hatte ich häufiger das Vergnügen, mit Kriminalinspektoren der Metropolitan Police zusammenzuarbeiten. Es war ein gut gemischter Haufen Männer, deren geistige Schärfe zwischen der eines Buttermessers und der einer überreifen Pflaume variierte.

Inspektor Gibson gehörte zur Pflaumenkategorie. Die Buttermesser, fünfzehn an der Zahl, waren zur Mordkommission abkommandiert worden – eine Umstrukturierungsmaßnahme innerhalb Scotland Yards wegen der zurückliegenden Morde in Whitechapel und der Jagd nach dem Täter, allseits bekannt als *Jack the Ripper*.

Ich schob das Telegramm in die Hosentasche und bat die Krankenschwester, eine Droschke zu rufen. Dann rannte ich in den Keller, wo sich mein Labor und das Loch in der Wand, das ich mein Büro nennen durfte, befanden. Ich warf ein paar Dinge in meine Arzttasche und eilte zum Ausgang.



**D**ie holprige Fahrt zu den Hampton-Wasserwerken war ein Vergnügen. Sie bot Anblicke, die London längst nicht mehr bereithielt: sattgrüne Wiesen, frische

Luft und bisweilen ein Aufblitzen des Flusses, der hier immer noch die Fähigkeit besaß, Sonnenlicht zu reflektieren. Wenn die Themse erst die Stadt erreicht hatte, verwandelte sie sich in den dreckigsten Abschnitt fließenden Wassers in ganz England. Während sie durch London kroch, wurde sie von Kadavern und Exkrementen sämtlicher die Stadt bevölkernder Spezies gesättigt, trug diese hinaus auf das Meer und hinab in die Tiefe und Vergessenheit.

London brachte eine unendliche Menge an Dreck hervor, genug, um die Themse noch für Jahrhunderte zu verseuchen. Manchmal wurde ich dieser Stadt so überdrüssig, dass ich das unbändige Verlangen verspürte, meine Habseligkeiten zu packen und aufs Land zu ziehen. Vielleicht, um eine Praxis zu eröffnen oder Schafe zu züchten, oder beides, und um einfach glücklich zu sein. Doch ich war Wissenschaftler, und mein Gehirn brauchte Betätigung. Das Landleben würde bald langweilig werden, da war ich mir sicher.

Die Droschke kam vor einem schmiedeeisernen Tor zum Stehen. Darüber prangte ein geschwungenes Schild – Hampton-Wasserwerke –, das zwei mächtige Steinsäulen miteinander verband. Dahinter erstreckte sich eine eindrucksvolle Anlage aus Ziegelsteinbauten – drei Türme, dazwischen ein langes zweistöckiges Gebäude. Die Wasserwerke waren Resultat des Water Acts von 1852, nachdem der revolutionäre Ingenieur Thomas Telford der Regierung über zwanzig Jahre lang auf die Nerven gegangen war. Er hatte argumentiert, dass die Londoner ihre eigenen Exkremente tranken, wann immer sie Wasser aus der Themse entnahmen. Dies führte wiederholt zu Ausbrüchen von Cholera und anderen grausigen Krankheiten. Immer wieder erstaunte mich die Trägheit der offiziellen

Stellen, wenn es darum ging, Geld und etwas Nachdenken zu investieren.

Etwa eine halbe Meile entfernt umrahmten Trauerweiden und hohe Gräser ein Wasserreservoir. Mein etwas höher gelegener Standort bot einen Blick auf die dunkelblaue Wasserfläche, bedeckt von Hunderten weißer Kleckse. Dem Kreischen, Rufen und geschäftigen Treiben nach zu urteilen konnten es nur Wasservögel sein.

Ich entfernte mich von der Droschke und ging an drei Polizisten vorbei – zwei in blauer Uniform und einem in Zivil, Gibson. Die Bobbys lächelten, als ich höflich nickte, während Gibson nur verwirrt blinzelte. Der Mann, auf den ich zusteuerte, war, so hoffte ich, ein Angestellter des Wasserwerks.

Es war ein rundlicher, gesund wirkender Mann von ungefähr siebzig Jahren. Sein Gesicht war umrahmt von buschigen Koteletten und wurde gekrönt von Augenbrauen ähnlicher Beschaffenheit. Er erweckte den Eindruck eines Mannes, dem erst der Tod den Ruhestand befehlen konnte. Und er wirkte angespannt, als laste etwas schwer auf seinen Schultern.

»Ich bin Dr. Kronberg. Scotland Yard hat mich gerufen, wegen eines potenziellen Falles von Cholera im Wasserwerk. Ich nehme an, Sie sind der Chefingenieur?« Ich streckte ihm meine Hand entgegen.

»Ja, bin ich. William Hathorne. Angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen, Dr. Kronberg. Ich war derjenige, der den Toten gefunden hat.«

Ich hörte Gibson schnaufen. Wahrscheinlich hatte ich seine Autorität untergraben. Mal wieder. Obwohl es eine gewisse Lernfähigkeit seinerseits erforderte, überraschte es mich, dass er sich immer noch nicht an meine Dreistigkeit gewöhnt hatte.

»Haben Sie den Verdacht geäußert, dass es sich um ein Choleraopfer handelt?«, wollte ich wissen.

»In der Tat.«

»Wie kamen Sie darauf?«

Er räusperte sich und senkte den Blick. »Ich habe in der Broad Street gewohnt.«

»Das tut mir leid«, sagte ich leise und fragte mich, ob der Verlust seiner Frau oder sogar eines Kindes den ausgezehrten bläulichen Anblick eines Choleratoten in sein Gedächtnis gebrannt hatte. Vor fünfunddreißig Jahren war die Pumpe auf der Broad Street kontaminiert worden. Das Wasser tötete mehr als sechshundert Menschen. Die Leute hatten ihre Jauchegruben zu dicht an der öffentlichen Pumpe gegraben. Sobald Pumpe und Gruben geschlossen waren, verebte die Choleraepidemie, die bislang letzte in London.

Ich fragte mich bang, wie viele Menschen wohl sterben müssten, wenn ein Choleraopfer in der Trinkwasser-Quelle trieb, die halb London versorgte?

»Haben Sie die Leiche bewegt, Mr Hathorne?«

»Nun, das musste ich doch. Ich konnte ihn nicht im Kanal treiben lassen, also habe ich ihn herausgezogen.«

»Und dazu haben Sie Ihre Hände benutzt?«

»Was sollte ich sonst benutzen? Meine Zähne?« Hathorne war zu Recht irritiert. Ich erklärte ihm, dass ich seine Hände desinfizieren müsste, und zog eine Flasche Kreosot sowie ein großes Taschentuch aus meiner Arzttasche. Etwas verduzt ließ er mich gewähren.

»Sie halten die Augen offen, das ist mir direkt aufgefallen. Können Sie mir sagen, wer den Mann außer Ihnen noch angefasst hat?«

Mit gereckten Schultern und gesträubtem Bart antwortete er: »Sämtliche Polizisten und dieser andere

Mann dort drüben.« Sein pelziges Kinn deutete hinüber zum Kanal.

Überrascht drehte ich mich um und machte den Mann aus, den Hathorne meinte. Er war ungewöhnlich groß und schlank, und für einen Moment schien es, der Wind wiege ihn sanft hin und her wie das Schilf, das ihn umgab. Er setzte seinen Weg den Fluss hinauf fort und verschwand kurz darauf im Dickicht.

Gibson näherte sich, Hände in den Hosentaschen, das Gesicht wie zur Faust geballt. »Dr. Kronberg, na endlich!«, blaffte er.

»Ich kann schließlich nicht fliegen«, gab ich zurück und wandte mich wieder dem Ingenieur zu. »Mr Hathorne, haben Sie die Pumpen abgestellt?«

»Natürlich, aber wer weiß, wie lange der tote Kerl schon im Wasser trieb.«

»Ist es möglich, die Fließrichtung des Wassers umzukehren und es aus dem Kanal zurück in die Themse zu spülen?«

Er überlegte, zupfte an seinem Backenbart und nickte dann.

»Könnten Sie den gesamten Inhalt des Kanals dreimal austauschen?«

»Sicherlich; es sollte auch gar nicht so lange dauern.«

»Sehr gut, Mr Hathorne. Danke für Ihre Hilfe. Inspektor Gibson, ich will jetzt den Leichnam untersuchen. Wenn ich bitten dürfte?«

Gibson winkte mir, ihm zu folgen, und führte mich einen Pfad hinauf.

»Ich werfe einen kurzen Blick auf den Mann«, sagte ich. »Wenn es sich tatsächlich um ein Choleraopfer handelt, müssen Sie mir alle Männer bringen, die den Toten berührt haben.«

Nach einem Augenblick des Nachdenkens fügte ich hinzu: »Vergessen Sie, was ich gesagt habe. Ich will die Hände von jedem einzelnen Mann desinfizieren, der heute das Wasserwerk betreten hat.«

Mir war klar, dass Gibson in meiner Anwesenheit nicht besonders gesprächig war. Er mochte weder mich noch meine barschen Antworten. Aber auch ich hatte Probleme mit ihm. Nachdem ich einige Male mit ihm zu tun gehabt hatte, war bald offensichtlich geworden, dass er ein Lügner war. Er gab vor, hart zu arbeiten, clever und verlässlich zu sein, obwohl seine Mitarbeiter die meiste Arbeit erledigten. Nichtsdestotrotz war er immer noch Inspektor bei Scotland Yard; und mit Sicherheit der Sohn von jemandem mit viel Einfluss. Sonst war es schwer vorstellbar, dass ein solcher Mann diese Anstellung bekommen hätte.

Wir folgten dem schmalen Pfad entlang des Kanals, der den Fluss mit dem Reservoir verband. Ich rätselte über den Zweck – warum speicherte man Wasser, wenn jeden Tag riesige Massen vorbeiflossen? Aber ich war kein Ingenieur und ließ den Gedanken wieder fallen.

Das Gras war hoch. Wenn ich vom Pfad abwich – und die Versuchung war groß – würde es mich am Kinn kitzeln. Große Libellen brummt an mir vorbei, eine kollidierte fast mit meiner Stirn. Sie schienen Menschen hier nicht gewohnt zu sein. Das chaotische Konzert der Wasservögel klang vom Reservoir herüber. Das nervöse Kreischen der Wasserläufer mischte sich mit dem Trompeten der Schwäne und den melodischen Rufen eines Kranichpaares und weckte Erinnerungen an mein früheres Leben, das viele Jahre zurücklag.

Die angenehmen Gedanken wurden augenblicklich weggewischt, als mir die Duftwolke ekelhaft süßer Ver-

wesung in die Nase stieg. Auch die Fliegen hatten es bemerkt, und wir alle näherten uns einem Kleiderhaufen, aus dem das bläuliche Gesicht eines Mannes hervorlugte. Schon der erste Blick sagte mir, dass die Leiche eine längere Zeit im Wasser getrieben hatte. Fische hatten das hervorstehende weiche Fleisch abgeknabbert – Fingerspitzen, Lippen, Nase und Augenlider.

Der Wind drehte und trieb mir den Gestank direkt ins Gesicht. Er kroch mir in die Nase und heftete sich an meinem Körper, der Kleidung und den Haaren fest.

»Es sind drei Polizisten anwesend. Warum?«, fragte ich Gibson. »Und wer ist der große Mann, der eben Richtung Themse verschwunden ist? Gehen Sie von einem Verbrechen aus?«

Der Inspektor ließ sein Kinn fallen, um etwas zu antworten, als ihm jemand hinter mir höflich, aber in gelangweiltem Tonfall das Wort abschnitt: »Ein toter Mann hätte nicht über den Zaun klettern können. Inspektor Gibson hat messerscharf geschlossen, dass jemand die Leiche in den Kanal geworfen haben muss.«

Überrascht drehte ich mich um und musste den Kopf in den Nacken legen. Der Mann, der gesprochen hatte, war um einiges größer als ich. Sein Gesichtsausdruck wirkte scharfsinnig und entschieden. Der höhnischen Bemerkung über Gibson nach zu urteilen, schien er sich selbst für überlegen zu halten und selbstbewusst bis an die Grenze der Arroganz zu sein. Kleidung und Auftreten deuteten auf einen Menschen hin, der eine verwöhnte Kindheit der englischen Oberklasse genossen hatte.

Hellgraue Augen durchbohrten mich für einen kurzen Moment, dann verblasste seine Neugier. Anscheinend hatte sich nichts Interessantes offenbart. Ich war erleichtert. Einen Augenblick lang hatte ich befürchtet, er würde

mich durchschauen. Doch wie üblich war ich von Blindheit umgeben.

Der scharfe Kontrast zwischen den beiden Männern war fast lachhaft. Gibsons Gesicht mangelte es an Muskeln, und seine Unterlippe schien eher den Zweck einer Regenrinne zu haben. Fast ununterbrochen bewegte er malmend den Kiefer, fummelte und kaute an den Nägeln herum, und auf seinem roten Schädel glänzte der Schweiß.

»Mr Holmes, dies ist Dr. Anton Kronberg, Bakteriologe im Guy's«, sagte Gibson. Ich streckte meine Hand aus, die ergriffen, fest geschüttelt und dann sofort wieder fallen gelassen wurde, als wäre sie verseucht. »Dr. Kronberg, das hier ist Mr Sherlock Holmes«, fuhr der Inspektor fort, als ob ich wissen müsste, wer Sherlock Holmes sei.

»Ist das Opfer nun in den Kanal geworfen worden, Mr Holmes?«, wollte Gibson wissen.

»Unwahrscheinlich«, antwortete dieser.

»Woran erkennen Sie das?«, fragte ich.

»Es gibt an keinem der beiden Themse-Ufer dafür irgendwelche Anzeichen ...«

Holmes verstummte, und ich machte mir im Kopf eine Notiz, die Strömung der Themse zu untersuchen, um sicherzustellen, dass die Leiche tatsächlich ohne Hilfe in den Kanal getrieben sein konnte.

Holmes hatte begonnen, mich mit kritischem Blick zu mustern. Seine Augen glitten über meine feingliedrigen Hände zu den schmalen Füßen, dann über meine schlanke Figur und das nicht sehr maskuline Gesicht. Zuletzt blieben sie einige Sekunden auf meiner flachen Brust hängen. Noch ein kurzer Blick auf den hohen Kragen, der den nicht vorhandenen Adamsapfel versteckte. Plötzlich leuchteten seine Augen auf. Ein kurzes Lächeln

huschte über sein Gesicht, während er fast unmerklich nickte.

Mit einem Mal fühlte sich meine Kleidung zu eng an, meine Hände zu feucht, mein Nacken schmerzhaft angespannt und der Rest meines Körpers zu heiß. Überall juckte es mich, und ich musste meine Lungen überreden weiterzuatmen. Dieser Mann hatte mein bestgehütetes Geheimnis binnen Minuten aufgedeckt, während andere sich seit Jahren an der Nase herumführen ließen. Umringt von einem Haufen Polizisten schien mein Schicksal besiegelt. Ich würde meinen Beruf und den Dokortitel verlieren, um einige Jahre im Gefängnis zu verbringen. Wenn ich dann endlich freikäme, was würde ich tun? Zierdeckchen stecken?

Ich schob mich hastig zwischen den beiden Männern hindurch, Richtung Themse. Hauptsache weg, bevor ich eine Dummheit beging. Um Holmes würde ich mich kümmern, wenn wir allein waren. Die Vorstellung, ihn in die Themse zu werfen, war verlockend, aber ich schob diesen idiotischen Gedanken beiseite. Es stand Wichtiges auf der Tagesordnung.

Als Erstes musste ich wissen, wie die Leiche überhaupt in den Kanal gelangt sein konnte. Das Gras war intakt; keine Halme waren geknickt, bis auf die, auf die Holmes getreten war. Ich sah mich auf dem Boden um. Holmes beobachtete jede meiner Bewegungen.

Die einzigen erkennbaren Fußspuren stammten von Holmes. Ich hob ein paar morsche Äste auf, brach sie in etwa armlange Stücke und warf sie in die Themse. Die meisten von ihnen gelangten in den Kanal und drifteten in meine Richtung. Direkt vor der Mündung erzeugte eine Sandbank einige Strudel, wodurch die Stöcke zu mir getrieben wurden, anstatt von der viel größeren Kraft der

Themse flussabwärts gespült zu werden. Einiges sprach dafür, dass allein die Bewegung des Wassers die Leiche in den Kanal transportiert hatte.

»Sieht aus, als hätten Sie Recht, Mr Holmes«, bemerkte ich, während ich an ihm vorbeilief. Er wirkte überhaupt nicht mehr gelangweilt. Als ich hinüber zu dem Toten ging, fühlte sich mein Magen an, als hätte ich einen Ziegelstein verschluckt.

Ich entnahm meiner Arzttasche ein Paar Gummihandschuhe und streifte sie über. Holmes ging neben mir in die Hocke, für meine Begriffe viel zu dicht an der Leiche.

»Bitte nicht berühren«, warnte ich ihn.

Entweder hörte er mich nicht, oder er ignorierte schlicht meine Bemerkung; sein Blick wanderte bereits über den toten Mann.

Das freiliegende Gesicht und die Hände des Mannes sagten mir, dass er ungefähr sechsunddreißig Stunden im Wasser gelegen haben musste.

Da Angriff immer noch die beste Verteidigung ist, wandte ich mich Holmes zu. »Wissen Sie vielleicht, mit welcher Geschwindigkeit der Fluss hier fließt?«

Er sah noch nicht einmal auf, sondern murmelte nur: »Höchstens dreißig Meilen von hier.«

»Wobei er wie lange der Strömung ausgesetzt war?«

»Vierundzwanzig bis sechsunddreißig Stunden.«

»Interessant.« Sein offensichtlicher medizinischer Hintergrund und die korrekt geschätzte Zeit erstaunten mich. Er hatte außerdem die maximale Distanz ausgerechnet, die der Leichnam mit der Strömung zurückgelegt haben konnte.

Ich warf einen verstohlenen Seitenblick auf den Mann und hatte das Gefühl, er vibriere vor intellektueller, nach Betätigung verlangender Energie.

»Was für eine Art von Privatdetektiv sind Sie eigentlich? Einer, den die Polizei hinzuzieht? Davon habe ich noch nie gehört«, fragte ich.

»Ich bevorzuge den Ausdruck ›beratender Detektiv.«

»Ah ...«, antwortete ich geistesabwesend, während ich meine Aufmerksamkeit wieder der Leiche zuwandte. Der Mann war sehr ausgemergelt, seine Haut hatte den typischen Blaustich und wirkte dünn wie Papier, mit großer Sicherheit Cholera im Endstadium. Ich wollte gerade seine Kleidung nach Anzeichen von Gewalt untersuchen, als Holmes »Stopp!« blaffte.

Er schob mich beiseite, bevor ich protestieren konnte, zog eine Lupe aus der Westentasche hervor und kauerte sich über den Toten. Der Umstand, dass seine Nase dabei fast die Jacke des Mannes berührte, war recht beunruhigend.

»Was ist?«

»Er wurde von jemandem angezogen«, bemerkte er.

»Lassen Sie sehen!«

Etwas irritiert reichte er mir die Lupe. Ich zog meine Gummihandschuhe aus, bevor ich sie nahm. Der dicke Kautschuk behinderte mich beim Arbeiten, und ich fühlte mich damit wie ein Fleischer. Meine Hände konnte ich später desinfizieren.

Holmes redete schnell: »Der Mann war offensichtlich Rechtshänder – die rechte Handfläche hat mehr Schwielen. Trotzdem werden Sie schmierige Daumenabdrücke entdecken, die von der linken Seite auf die Jackenknöpfe gedrückt haben.«

Ich entdeckte die Fingerabdrücke, schob meine Nase so dicht wie möglich an die Knöpfe heran und schnüffelte – Leichengeruch, Themsewasser und möglicherweise ein ganz leichter Duft nach Petroleum.

»Ich rieche Petroleum; vielleicht von einer Öllampe«, sagte ich leise.

Bei der Untersuchung seiner Hände fand ich oberflächliche Kratzer, Schwellungen und Abschürfungen auf den Knöcheln seiner rechten Hand. Vielleicht von einem Faustkampf, nur ein paar Tage vor seinem Tod – eigenartig angesichts seiner augenscheinlichen Schwäche. Seine Hände schienen einmal rau und stark gewesen zu sein, aber er musste schon eine ganze Weile nicht mehr hart gearbeitet haben, da die Hornhaut der Schwielen sich bereits ablöste. Seine Fingernägel waren an vielen Stellen verfärbt, ein Zeichen dafür, dass er vor der Cholerainfektion wochenlang unterernährt und krank gewesen sein musste. Während dieser letzten Monate lebte er anscheinend in großer Armut, und ich fragte mich, woher er wohl kam. Die Kleidung wirkte abgetragen und war ihm inzwischen zu groß, Schmutz aus dem Fluss hatte sich darin gesammelt. Ich untersuchte die Ärmel, drehte seine Hand herum und fand hellrote Abschürfungen an den Handgelenken.

»Fesselabdrücke«, sagte Holmes. »Der Mann war ein Feldarbeiter, hat aber vor drei oder vier Monaten seine Anstellung verloren.«

»Könnte hinkommen«, sagte ich. Der Detektiv hatte offenbar seine Schlussfolgerungen aus Kleidung, Stiefeln und Händen des Toten gezogen.

»Der Mann könnte auch einen anderen körperlich anstrengenden Beruf gehabt haben, Mr Holmes. Arbeiter im Kohlebergwerk zum Beispiel. Die Kleidung gehört nicht notwendigerweise ihm selbst.«

Holmes richtete sich auf und zog eine Augenbraue hoch. »Ich denke, wir können davon ausgehen, dass er diese Stiefel seit mindestens zehn Jahren besaß«, sagte er,

während er der Leiche einen Stiefel auszog und ihn neben den Fuß hielt. Die Sohle bestand nur noch aus einer dünnen Schicht Gummi, ein großes Loch klaffte an der Stelle, an der sich die Ferse befunden hatte. Man erkannte den Fuß- und Zehenabdruck des Mannes.

»Haben Sie ihn schon vor meiner Ankunft untersucht?«

»Nur oberflächlich. Ich empfand es als dringender, zuerst herauszufinden, wie er in den Kanal geraten konnte.«

Ich nickte, kein bisschen erleichtert. »Mr Holmes, Sie haben mindestens zweimal mit den Händen Ihr Gesicht berührt und haben sich sogar dicht an Ihren Lippen am Kinn gekratzt. Das ist angesichts der Tatsache, dass Sie gerade einen Choleratoten angefasst haben, ziemlich leichtsinnig.«

Nun hob sich auch die andere Augenbraue. Ich reichte ihm ein mit Kreosot getränktes Taschentuch, womit er sich gründlich reinigte. Dann beugte er sich, ohne ihn zu berühren, dicht über den Toten und zeigte auf dessen Jacke. »Was ist das?« Holmes schien ehrlich interessiert, jedenfalls schwang in seiner Stimme kein ärgerlicher Unterton mit. Er schien sich durch meine Worte nicht angegriffen gefühlt zu haben. Ich war überrascht und fragte mich, ob es ihm nichts ausmachte, von einer Frau korrigiert zu werden, oder ob er so auf die Untersuchung konzentriert war, dass er keine Zeit hatte, nachtragend zu sein.

Ich zupfte an dem Fleck, auf den er gezeigt hatte. Es war eine kleine grüne Feder, die in einen Riss direkt unter dem obersten Jacken-Knopfloch gesteckt worden war. Ich glättete sie und rieb den Schlamm ab.

»Ein Pirolweibchen. Wie ungewöhnlich! Ich habe ihren Ruf schon seit Langem nicht mehr gehört.«

»Ein seltener Vogel?«, fragte Holmes.

»Ja, aber ich kann nicht sagen, woher diese Feder kom-

men könnte. Ich habe den Ruf dieses Vogels innerhalb Londons noch nie gehört. Der Mann könnte sie woanders gefunden und eine Weile mit sich herumgetragen haben ...« Ich verstummte und blickte auf den Federkiel und die leichte graue Daune.

»Der Kiel ist noch recht weich«, murmelte ich, »und die Daune noch nicht abgenutzt. Diese Feder wurde nicht von einem Raubvogel oder Fuchs gerupft, der Vogel hat sich gemausert. Der Mann hatte sie höchstens seit ein paar Wochen, was bedeutet, er hat sie gefunden kurz bevor er krank wurde, oder jemand hat sie ihm gegeben, als er schon krank war.«

Holmes wirkte erstaunt, und ich hatte den Eindruck, mich erklären zu müssen. »In meiner Kindheit habe ich viel Zeit in den Wäldern verbracht und dabei eine ganze Menge über Vögel gelernt. Dieser Federkiel zeigt, dass die Feder von einer nachwachsenden herausgeschoben wurde. Vögel mausern sich im Frühjahr. Je weiter nördlich sie leben, desto später beginnt die Mauser. Der Vogel hat diese Feder im späten Frühling oder Anfang des Sommers dieses Jahres verloren. Wo auch immer dieser Mann seine letzten Tage verbracht hat, es muss in der Nähe des Nistplatzes eines Pirols gewesen sein. Ein Weibchen ist in dieser Jahreszeit nie allein.«

»Wo leben diese Vögel?«, wollte er wissen.

»In großen und alten Wäldern mit dichter Belaubung und Gewässern, wie zum Beispiel einem See oder Fluss. Ein angrenzendes Sumpfgbiet würde auch ausreichen.«

»Die Themse?«

»Möglich«, grübelte ich.

Der Ziegelstein in meinem Magen war inzwischen unerträglich geworden. »Mr Holmes, haben Sie vor, mich zu verraten?«

Er wirkte überrascht und winkte dann ab. »Pfffh!«, machte er, fast schon amüsiert. »Obwohl die Angelegenheit durchaus verzwick ist. Ich nehme an, Sie sind nicht besonders erpicht darauf, nach Indien zu gehen.«

Letzteres war weniger eine Frage als eine Feststellung.  
»Natürlich nicht.«

Er wusste vielleicht nicht, dass Frauen in Deutschland der Erwerb eines akademischen Grades in Medizin immer noch verboten war. Wenn meine wahre Identität enthüllt würde, verlöre ich meinen Beruf, meinen britischen Wohnsitz, würde deportiert und in Deutschland im Gefängnis landen. Meine Alternative, obwohl ich es für keine solche hielt, bestand darin, nach Indien zu gehen, wo ich Arbeit als Ärztin finden würde. Die wenigen britischen Frauen, die es kürzlich geschafft hatten, ihr Medizinstudium abzuschließen, hatten dem wachsenden gesellschaftlichen Druck nachgegeben und waren in die indische Kolonie gegangen, aus dem Weg geräumt von der reinen Männerdomäne der Medizin. Meines Wissens war ich die einzige Ausnahme.

»Ich hatte gehofft, es wäre nicht so augenfällig«, antwortete ich mit gedämpfter Stimme.

»Es fällt nur mir ins Auge. Ich bilde mir ein, sehr aufmerksam zu sein.«

»Das habe ich bemerkt. Aber weshalb sind Sie hier, wenn Sie diese Leiche doch zu langweilen scheint.«

»Ich habe mir noch keine Meinung gebildet. Auf den ersten Blick scheint es ein öder Fall zu sein. Ich frage mich jedoch ...« Nachdenklich starrte er mich an, und mir wurde bewusst, dass er begonnen hatte, mich zu analysieren – ich verkörperte eine Kuriosität.

»Was hat Sie dazu veranlasst, Ihre Identität zu verschleiern?«, wollte er wissen, in seinem Gesicht ein interessiertes Aufleuchten.

»Das geht Sie gar nichts an, Mr Holmes.«

Schlagartig änderte sich der Ausdruck auf seinem Gesicht, der *Modus Operandi* wechselte auf Analyse, und eine Minute später schien er zu einem Ergebnis gekommen zu sein. »Ich könnte mir denken, es waren Schuldgefühle.«

»Was?«

»Da es Frauen noch bis vor ein paar Jahren untersagt war, Universitäten zu besuchen, mussten Sie Ihre Haare abschneiden und sich als Mann verkleiden, um Medizin zu studieren. Aber die faszinierende Frage bleibt: Warum haben Sie diese drastischen Maßnahmen für einen Abschluss in Kauf genommen? Ihr Akzent lässt sich eindeutig zuordnen; Sie sind Deutsche, die in der Gegend von Boston Englisch gelernt hat. Harvard Medical School?«

Ich nickte; meine eigentümliche Mischung aus amerikanischem und britischem Englisch, mit dem linguistischen Ballast des Deutschen, war unüberhörbar.

»Zuerst dachte ich, Sie würden in East End leben, aber ich habe mich geirrt. Sie leben direkt in oder in der Nähe von St. Giles.« Er zeigte mit einem langen Finger auf die Spritzer, die meine Schuhe und Hose dekorierten. Ich wischte sie jeden Tag ab, bevor ich das Guy's betrat, aber etwas blieb immer zurück.

»Die braunen Flecken auf Ihrem rechten Zeigefinger und Daumen deuten darauf hin, dass Sie Teile einer medizinischen Pflanze ernten. Die Fieberdistel, nehme ich an?«

Ich räusperte mich, die ganze Sache ging mir langsam zu weit. »Korrekt«, sagte ich und rüstete mich zum Kampf.

»Dem Kraut zufolge – das mit Sicherheit im Krankenhaus nicht als Medikament eingesetzt wird – behandeln Sie die Armen kostenlos. Und dann wäre da noch der Ort, den Sie sich zum Leben ausgesucht haben – Londons

schlimmstes Elendsviertel! Sie scheinen unter übertriebener Philanthropie zu leiden!« Er runzelte die Stirn, sein Mund leicht verkniffen, und ich erkannte in seinem Gesicht eine Mischung aus Belustigung und Ablehnung.

»Es kümmert Sie wenig, wie Ihre Kleidung aussieht«, fuhr er fort und ignorierte meinen eisigen Blick. »Sie ist ein wenig abgenutzt an Ärmeln und Kragen, aber bestimmt nicht aus Geldmangel. Es mangelt Ihnen an Zeit! Sie haben mit Sicherheit keinen Schneider, der blind genug wäre, die Details Ihrer Anatomie zu übersehen.« An dieser Stelle warf ich einen nervösen Blick über die Schulter und maß den Abstand zu Gibson und seinen Männern. Holmes machte eine ungeduldige Handbewegung, als wäre ihm meine Furcht, von einem weiteren Mann entlarvt zu werden, vollkommen egal.

Ohne Pause fuhr er fort: »Sie haben niemanden, dem Sie zu Hause trauen können, keine Haushälterin oder ein Dienstmädchen, die Ihr Geheimnis für sich behalten könnten. Das zwingt Sie dazu, alles alleine zu machen. Dazu kommen Ihre nächtlichen Ausflüge, um Ihre Nachbarn zu behandeln. Sie halten wahrscheinlich nicht viel vom Schlafen?« Er klang inzwischen spöttisch.

»Ich schlafe durchschnittlich vier Stunden.« Wobei ich mich fragte, ob er bemerkt hatte, dass auch ich ihn analysierte.

In einem trockenen, maschinenartigen »Ra-ta-ta« redete er weiter. »Sie sind sehr mitfühlend, selbst wenn es sich um einen Toten handelt.« Er zeigte auf die Leiche zwischen uns. »Eine der wenigen typisch weiblichen Eigenschaften, die Sie zeigen; obwohl es in Ihrem Fall nicht bloß ein anerzogenes Mitgefühl ist. Ich nehme an, dass Sie sich schuldig fühlen, weil jemand, den Sie geliebt haben, gestorben ist. Und nun wollen Sie andere davor be-

wahren. Aber Sie sind zum Scheitern verurteilt, denn Tod und Krankheiten sind ganz natürlich. Angesichts der seltsamen Umstände und Ihres ungewöhnlichen Verhaltens behaupte ich, Sie stammen aus ärmlichen Verhältnissen. Hat Ihr Vater Sie großgezogen, nachdem Ihre Mutter gestorben ist? Anscheinend mangelte es in Ihrer Erziehung an weiblichem Einfluss.«

Vollkommen aufgebracht über sein triumphales Gehabe zischte ich: »Sie machen sich die Sache zu einfach, Mr Holmes.« Selten hatte mich jemand derartig gereizt, und ich konnte meine Stimme nur mit großer Mühe unter Kontrolle halten. »Es sind keine Schuldgefühle, die mich antreiben. Ich wäre nicht so weit gekommen, wenn es sich bei der Medizin nicht um eine große Leidenschaft handeln würde. Meine Mutter ist in der Tat gestorben, und ich finde es äußerst unpassend, wie stolz Sie darauf sind, Details meines Privatlebens vor mir auszubreiten. Details, die ich keinesfalls mit Ihnen zu diskutieren wünsche!«

Der Blick des Mannes flackerte leicht. »In Harvard habe ich Männer wie Sie kennengelernt, Mr Holmes. Brillante Männer, die auf eine konstante Stimulation ihres Geistes angewiesen waren, die kaum etwas anderes gesehen haben als ihre Arbeit. Ihr Gehirn rennt im Kreis, wenn es keine harten Nüsse zu knacken bekommt. Langeweile ist ihre größte Qual.«

Holmes hockte wie angewurzelt da, hinter seinen Augen tickte sein Hirn.

»Diese Männer haben Kokain benutzt, wenn nichts anderes zur Hand war, das ihren Intellekt kitzelte. Was ist mit Ihnen, Mr Holmes?« Sein scharfer Blick traf den meinen. Ich nickte und lächelte. »Es hilft nicht viel, oder? Ist es das Cello, das etwas Ordnung in Ihr gelegentlich zu chaotisches Gehirn bringt?«

Ich zeigte auf seine linke Hand.

»Nein«, entschied ich laut, »denn ein Cello will umarmt werden. Sie bevorzugen die Violine – dieses Instrument kann man auf Distanz halten.«

Er blickte auf die leichten Schwielen auf den Fingerspitzen seiner linken Hand, verursacht durch das Herunterpressen der Saiten.

»Sie sind ein leidenschaftlicher Mensch und verstecken das gut. Aber glauben Sie wirklich, es wäre eine große Tat, alle um sich herum auszustechen?«

Sein Ausdruck war kontrolliert, fast indifferent, aber seine komplett geweiteten Pupillen verrieten den Schock.

Ich stand auf und trat einen Schritt auf ihn zu, mein Gesicht dicht vor seinem. »Es fühlt sich so an, als würde ein Fremder Ihnen alle Kleider vom Leib reißen, nicht wahr?«, sagte ich. »Wagen Sie es nie wieder, in meinem Gehirn oder meinem Privatleben zu wühlen!«

Ich tippte an meinen Hut, drehte mich um und ließ ihn im Gras zurück.

## Kapitel Zwei

Die beiden Polizisten halfen mir, den Leichnam in eine Decke zu wickeln und ihn auf den wartenden Wagen zu binden. Sobald das Paket festgezurret war, gingen sie hastig auf sichere Distanz. Der Gestank beleidigte ihre Nasen. Nachdem der Jüngere der beiden damit fertig war, ins Gras zu kotzen, ging ich zu ihm, desinfizierte seine Hände und gab ihm einen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter.

Ich desinfizierte noch die Hände der übrigen Männer und nahm dann, zusammen mit dem Inspektor und Mr Holmes, die Kutsche zurück nach London. Der Wagen ruckte vorwärts, als Gibson die Tür zuschlug. »Nun, wie es aussieht, brauchen wir Ihre Hilfe wohl doch nicht, Mr Holmes«, schnaubte er. »Ein Choleraopfer, das in der Themse ertrunken ist – wäre ja nicht das erste, oder?« Das Kichern, das folgte, brachte mein Blut in Wallung.

Er bezog sich auf die nicht identifizierbaren Männer, Frauen und Kinder, die in regelmäßigen Abständen in der Themse trieben, ungefähr fünfzig pro Monat. Einige von ihnen waren an Cholera gestorben, andere an spitzen Gegenständen, die ihnen jemand zwischen die Rippen, in den Hals oder sonst wohin gestochen hatte. Wenn niemand das Geld für eine Beerdigung aufbringen konnte, nahm sich die Themse ihrer an.

»Es ist komplizierter«, grummelte ich.

»Entschuldigung? Bitte erzählen Sie mir nicht, der

Mann wäre ermordet worden, Dr. Kronberg«, stöhnte Gibson und warf Holmes einen amüsierten Blick zu, der wiederum niemand Speziellem zugrinste.

»Es gibt nur ein paar Dinge, Inspektor, die wir mit Sicherheit sagen können. Der Mann ist sehr wahrscheinlich an der Cholera gestorben und trieb seit ein oder zwei Tagen in der Themse. Beides geschah stromaufwärts, weit entfernt von London, und das«, ich stach mit meinem Zeigefinger in die Luft, »ist sehr ungewöhnlich. Ganz abgesehen von den Fesselwunden an seinen Handgelenken. Oder haben Sie eine schlüssige Erklärung für diese Fakten?«

Statt zu antworten starrte Gibson mich erwartungsvoll an, wahrscheinlich in der Hoffnung, ich würde den Fall für ihn lösen. Holmes hatte seinen Blick wieder auf uns gerichtet, als würde er gerade erst unsere Anwesenheit bemerken. Irritiert vom Verhalten beider Männer wandte ich mich ab und sprach zum Fenster. »Ich werde nach meiner Ankunft im Guy's die Leiche obduzieren. Vielleicht finde ich heraus, was mit dem Mann passiert ist. Sie bekommen morgen den Bericht.«

»Ich werde assistieren«, bekundete Holmes.

»Bitte? Mr Holmes, ich werde mit Sicherheit keinem Laien erlauben, der Obduktion eines Cholerafalles beizuwohnen.«

»Ich hingegen bin mir sicher, dass Sie das tun werden.« Sein Blick teilte mir mit, was ich zu tun hatte, wenn ich mein Geheimnis für mich behalten wollte.

Nach einer Stunde muffigen Schweigens erreichten wir das Guy's. Beim Pförtner bat ich um eine Krankenschwester und eine Bahre, um die Leiche in die Anatomie zu schaffen, ein kleines Gebäude aus roten Ziegelsteinen, an den sich ein mit diversen Marmortischen ausgestatteter Anbau anschloss.

Wir hatten den Raum für uns, da am Samstag keine Lehrveranstaltungen dort stattfanden. Was auch bedeutete, dass ich den Raum mit Rauch aus Säurekonzentrat desinfizieren konnte, ohne die Sache mit neugierigen Studenten diskutieren zu müssen.

Im Anschluss daran würde ich einen Bericht für das Innenministerium verfassen, mit der Kernaussage, dass vorerst keine Gefahr der Übertragung von Cholera über die Trinkwasserversorgung Londons bestehe.

Gibson war nicht besonders erpicht darauf, mir zuzusehen, wie ich eine Wasserleiche aufschneit und verabschiedete sich. Ich stattete Holmes und mich mit Gummischürzen, Gummihandschuhen und Masken aus. Bei Letzterem handelte es sich um ein einfaches, doppellagiges Stoffteil, das ich für solche Gelegenheiten entwickelt hatte. Mit der Maske über Mund und Nase konnte sich der Mann, der die Obduktion durchführte – oder in meinem Fall die Frau –, nicht mit gefährlichen, von der Luft übertragbaren Keimen infizieren. Bei dem Gedanken, dass der Mann neben mir mein Geheimnis kannte, wurde mir übel.

»Mr Holmes, darf ich Ihnen vorschlagen, demnächst einen Zirkus zu besuchen, wenn Sie Kuriositäten bewundern möchten?«, sagte ich und bedauerte die abfällige Bemerkung noch im selben Moment.

Er hustete und erwiderte: »Ich vermute, ich sollte mich entschul ...«

»Um ehrlich zu sein, ist es nicht das, was mir Sorgen bereitet!« Meine Hand knallte auf die Marmorplatte, und ich wunderte mich selbst über meinen Mangel an Beherrschung. »Ich denke ernsthaft darüber nach, Sie zu erpressen. Bedauerlicherweise haben Sie einen sehr scharfen Verstand, und meine Chancen, ein solches Spiel zu gewin-

nen oder überhaupt einen dunklen Fleck zu finden, der Ihr Ansehen gefährdet, tendieren gegen null.« Ich atmete einmal tief durch und entschied mich, vorerst den Mund zu halten. Zumindest, bis meine Hände aufhörten zu zittern.

Holmes lachte nur. »Ich nehme an, Ihr Betrug ist moralisch gerechtfertigt, obwohl er einen öffentlichen Aufschrei auslösen würde, wenn er ans Licht käme. Glücklicherweise hat jeder von uns das Recht auf ein persönliches Urteil. Glauben Sie mir, Dr. Kronberg: Sie der Polizei oder irgendwem anderen gegenüber zu verraten, reizt mich nicht im Geringsten.«

Ich lugte über den Rand meiner Maske und sah, dass er es ernst meinte. Dennoch wollte meine Anspannung nicht weichen. Um die Aufmerksamkeit wieder auf den Fall zu konzentrieren, nickte ich in Richtung der Leiche. Wir schlugen die Decke zurück und hievten sie auf die Steinplatte.

Mit einer Pinzette sammelte ich Stückchen der Flora und Fauna ein, die sich in der Kleidung des Toten verfangen hatten, und legte sie in eine kleine Schale. Dann schnitt ich die Jacke des Mannes mit einer Schere auf.

Weder an den Knöpfen seines Hemdes noch der Hose befanden sich schmierige Fingerabdrücke. Danach trennte ich den Rest seiner Kleidung auf und fand nicht nur Fesselabdrücke an den Hand-, sondern auch an den Fußgelenken; außerdem noch Nadeleinstiche in seiner linken Armbeuge.

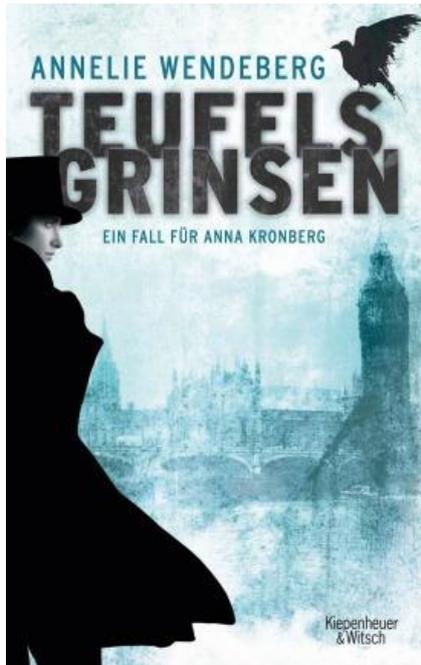
Ich zeigte auf die Punkturen. Holmes nickte und suchte jeden Quadratzentimeter der neu freigelegten Haut mit den Augen ab.

»Die Einstiche sehen professionell aus, nicht wie die Löcher, die sie den Leuten in den Opiumhöhlen stechen.

**Leseprobe**

**© Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG**

**Alle Rechte vorbehalten.**



**Annelie Wendeborg**

**Teufelsgrinsen**

**Ein Fall für Anna Kronberg**

ISBN: 978-3-462-04643-4

Erscheinungsdatum: 13. Februar 2014

240 Seiten, Klappenbroschur

Euro (D) 14,99 | sFr 21,40 | Euro (A) 15,50